



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literaturgeschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sind, nur mit Hilfe Deutschlands zu einer glücklichen Entscheidung gebracht werden kann, auch zu Opfern bereit sein, und die gegenwärtige Stimmung des dänischen Volks wird ihnen diese Opfer nicht gar zu schwer machen.

Möchten also die Staatsmänner Oestreichs und Preußens sich dahin entscheiden, die Revision des Londoner Protokolls zum Preis ihres Beitritts im Kampf gegen Rußland zu machen und durch ihre Einigkeit das wieder zu gewinnen, was ihre Zwietracht für Deutschland verloren hat.

Aber noch eins sind sie Deutschland schuldig. Noch immer bestehen in Kurhessen die Ausnahmezustände fort. Auf Grund eines Bundesbeschlusses ist der bestehende Rechtszustand unterbrochen worden; durch einen Bundesbeschluss darf an denselben wieder angeknüpft werden. Noch unendlich viele Dinge sind es, welche die Einigkeit der beiden Großmächte für Deutschland gewinnen kann; wir erinnern nur an die kirchliche Frage. Beide Staaten werden sich bald überzeugen, daß eine großherzige und aufrichtige Politik auch stets erfolgreicher ist, als das kleinliche Spiel wechselnder Intriguen.

Sollte diese Einigkeit nicht zu Stande kommen, sollten wir das schreckliche Schauspiel eines deutschen Bruderkrieges noch einmal, und zwar in größerer Ausdehnung erleben, so würde Deutschland und mit ihm seine Großmächte zu Boden getreten werden, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, und dies Mal würde das Wiederaufstehen schwerer sein, da wir es mit viel gefährlicheren Gegnern zu thun haben.

Literaturgeschichte.

Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte. Herausgegeben von August Henneberger. Erster Jahrgang. Meiningen, Brückner und Renner. —

Thüringen, das sich früher durch seine Betheiligung an der wirklichen Literatur vor den übrigen deutschen Landschaften so vortheilhaft ausgezeichnet hat, scheint jetzt zu wetteifern, auch die Geschichte der Literatur so sehr als möglich zu fördern. Es sind erst einige Wochen her, daß wir das Erscheinen des Weimarschen Jahrbuches für Literatur anzeigten; das vorliegende Werk tritt ihm würdig an die Seite. Der Herausgeber geht von dem Grundsatz aus, daß für die allgemeine Geschichte der deutschen Literatur jetzt vorläufig genug geschehen ist, daß die Gesichtspunkte von allen Seiten genügend erörtert sind, und daß für ein Gesamtbild der literarischen Entwicklung vorläufig nicht viel mehr geschehen kann. Es sei daher jetzt an der Zeit, durch monographische Arbeiten allmählig soviel neues Material zu sammeln, bis dann eine neue Uebearbeitung

nothwendig geworden sein wird. Wir treten dieser Ansicht vollkommen bei und glauben dem Unternehmen einen günstigen Erfolg verheißen zu können. Die einzelnen Beiträge haben einen durchaus wissenschaftlichen Charakter und sind dabei so lesbar geschrieben, daß sie auch das größere Publicum interessiren müssen. Als einen sehr zweckmäßigen Beitrag zu den eigentlichen Abhandlungen erwähnen wir zunächst die Bibliographie der deutschen Literaturgeschichte für das Jahr 1853 von Passow. Es sind darin alle Schriften aufgezählt, die in Beziehung auf die deutsche Literatur im laufenden Jahre erschienen sind, nach der Folge der Zeiten, die sie behandelt, geordnet und durch eine kurze Recension eingeführt, die weiter keinen Zweck hat, als den Leser über den Werth der einzelnen Bücher ganz im allgemeinen zu orientiren. — Außerdem begegnen wir folgenden Abhandlungen: zur Literatur des Volksdramas, von Wilhelm von Plönies (das Manuscript eines sehr interessanten, von dem Volke selbst gedichteten und gespielten Dramas von vorwiegend weltlichem Charakter); die geschichtliche Grundlage der Dieterichsage, von Wilhelm Müller (sucht das Verhältniß der Ueberlieferung zu den factischen Verhältnissen der Völkerwanderung festzustellen); ferner drei Monographien deutscher Dichter, Jacob Myrer, Simon Dach und Friedrich von Hagedorn, von Helbig, Kahlert und Karl Schmitt; endlich zwei Commentare zum Julius von Tarent und zum Goetheschen Satyros, von Henneberger und Dünzer. Beide suchen vorzugsweise die äußere Geschichte des Dramas festzustellen. — Wie man sieht, ist der Inhalt des Jahrbuchs sehr mannigfaltig und hat dabei doch einen vorwiegenden Grundcharakter. Wir wünschen ihm eine recht ausgedehnte Theilnahme im Publicum, damit die Kenntniß unsrer geschichtlichen Zustände, die sich doch immer am deutlichsten in der Literatur abspiegeln, sich immer gründlicher über unsre Gegenwart ausbreite.

Aus einem Tagebuch. Königsberg, Herbst 1833 bis Frühjahr 1846.
Von Karl Rosenkranz. Leipzig, Brockhaus. —

Wenn uns schon der Titel dieser Schrift überraschte, so war dies noch weit mehr der Fall, als wir den Inhalt näher ansahen: Wir hatten im Anfang geglaubt, entweder nach Anleitung eines Tagebuchs ausgearbeitete Memoiren darin zu finden, oder kleine literarische Analekten, die in einer losen Form zusammengestellt wären, weil sie sich nicht grade zur Verarbeitung für ein größeres Ganze eigneten, die aber, abgesehen davon, ebenso zur Literatur gehörten, wie ein größeres Werk. In dieser letzteren Ansicht bestätigte uns auch die Vorrede, in welcher sich der Verfasser auf die Fragmentsammlungen von Lichtenberg, Novalis, Goethe u. s. w. bezieht. Nun glauben wir zwar nicht, daß die aphoristische Form für Wissenschaft oder für Kunst etwas Ursprüngliches sei, da sie fast immer zur Paradoxie verleitet und die epigrammatische Wendung

Grenzboten. IV. 1854. 37

auf Kosten des objectiven Urtheils begünstigt. Aber die hier angeführten Sammlungen haben doch einen wesentlich literarischen Charakter. Es sind kurze fragmentarische Abhandlungen, die von vornherein für den Druck bestimmt waren, weil die Verfasser in dieser Form ihre Gedanken am eindringlichsten vorzutragen glaubten.

In der vorliegenden Schrift dagegen sind die literarischen, ausgearbeiteten Fragmente bei weitem der kleinste Theil; das meiste besteht aus wirklichen Tagebuchblättern, aus Eindrücken, die der Verfasser in der Hast niedergeschrieben hat und worin er seine Erinnerungen an Gelesenes, Gehörtes, an Unterhaltungen und Ereignisse fixirt. Das geht soweit, daß er sich mehrmals über den Eindruck, den die eine oder die andre Recension seiner Schriften auf ihn gemacht hat und über die Empfindungen gegen den Recensenten ausführlich ausspricht.

Das Interesse an dem Buch wird also vorzugsweise ein subjectives sein, und gewiß kein geringes; denn der Name des Verfassers hat einen guten Klang im deutschen Publicum, und sehr viele, die sich aus seinen eigentlichen Schriften kein vollständiges Bild von seiner Persönlichkeit zu machen wissen, werden sehr erfreut darüber sein, daß ihnen hier Gelegenheit geboten wird, die Operationen seines Geistes ganz aus der Nähe zu beobachten. Aber wir müssen offen gestehen, daß eine nicht geringe Kühnheit dazu gehört, dem Publicum diese Gelegenheit zu bieten. Wenn man seine Memoiren herausgibt, so mag man noch so aufrichtig zu Werke gehen, man redigirt doch immer das Geschehene nach einem gewissen Zweck und hat also eine klare Vorstellung von dem Eindruck, den man durch seine Persönlichkeit hervorrufen will. Bei der Veröffentlichung von Tagebuchblättern dagegen, wenn man ehrlich zu Werke geht (und davon sind wir bei Rosenkranz fest überzeugt; wir glauben nicht, daß er auch nur eine Zeile an dem, was er im Lauf jener Jahre geschrieben, geändert hat) gibt man sich vollkommen wehrlos der Neugier, vielleicht dem Nebelwollen des Publicums preis, man deckt seine ganze Rüstung und seine Waffen auf, während der Gegner von den seinigen nur zeigt, was er zeigen will.

Es gehört zu einem solchen Unternehmen also noch etwas Andres als Kühnheit, nämlich Unbefangenheit und ein gutes Gewissen. Und das wird selten bei einem, der sich an der Literatur der neuesten Zeit betheiligt hat, in so hohem Grade der Fall sein, als bei Rosenkranz. Die jetzige Literatur ist ein beständiger Kampf, und im Kampf greift man auch bei dem redlichsten Willen in der Hast zuweilen zu Waffen, die man bei ruhiger Ueberlegung vermeiden würde. Es kommt zuweilen vor, daß man im Eifer für die Sache den Personen härter zu Leibe geht, als man es selbst wünschte, und ebenso, daß man zuweilen im gerechten Eifer gegen die Person für den Augenblick die Sache vergißt. Wer wollte in dieser schnell lebenden Zeit von sich behaupten, daß er

wünschen könne, jede einzelne Empfindung seines Lebens aller Welt bloßgelegt zu sehen!

Nun gehört Rosenkranz doch, wenigstens in der Wissenschaft, zu einer bestimmten Partei: er hat also sachliche Gegner; er hat ferner vielfältig Urtheile über Personen in billigendem und mißbilligendem Sinn veröffentlicht: er steht also auch zu Personen in bestimmten Beziehungen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind nicht in der strengen Methode abgefaßt, daß sie auch den Gegner zur Uebereinstimmung zwingen. Wenn er sich also trotzdem nicht scheut, uns in die geheimste Werkstätte seines Geistes einzuführen, so liegt das eben darin, daß er mit seiner ganzen lebenswürdigen Persönlichkeit in seiner literarischen Thätigkeit aufgeht, daß er die eine von der andern nicht zu trennen vermag, und daß er die Möglichkeit einer solchen Scheidung auch nicht bei andern voraussetzt.

„Ich gehöre,“ sagt er Seite 308, „zu den intuitiven Menschen. Durch Gedankenrechnung werde ich nichts herausbringen; bei mir geht die blitzartige Anschauung des Ganzen der Hingabe an die Einzelheiten voran. Ich bin aber deshalb auch von Stimmungen abhängig und kann ohne ein gewisses lyrisches, wiewol sachliches Pathos nichts arbeiten.“ — Im allgemeinsten Sinn aufgefaßt, würde diese Erklärung wol auf jeden Denker, der sich nicht grade mit bloßen Rechnungen beschäftigt, angewandt werden können; sie gilt aber für Rosenkranz in ganz specissem Sinn und ist ein offenherziges und durchaus richtiges Geständniß.

In der ästhetischen Bildung des vorigen Jahrhunderts trug man sich viel mit dem Ausdruck: schöne Seele. Der Ausdruck ist jetzt durch häufigen Mißbrauch in Verruf gekommen, da man Personen darunter versteht, die ihre Empfindungen zur Schau stellen, wie Herr von Florencourt und andre Koketten. Fassen wir aber den Begriff im alten Sinne auf, wie ihn Schiller und Goethe gebrauchten, so wird er ungefähr auf jene Erklärung herauskommen, die Rosenkranz mit Recht von seinem eignen Wesen gibt. Die Betheiligung des Gemüths ist allerdings auch für jede größere wissenschaftliche Arbeit nothwendig, aber nur einer speciellen Seite des Gemüths, während die schöne Seele sich überall mit der Totalität ihres Gemüths betheiligt.

Für die wissenschaftliche Forschung, für die Kritik und für die praktische Lebensbeobachtung ist diese Stimmung nicht durchweg förderlich. Was das letztere betrifft, so mögen diejenigen, die mit den Königsberger Universitätsverhältnissen in den Jahren 1837—1840 bekannt waren, die Geschichte Seite 274 nachschlagen. Eine solche Täuschung über Persönlichkeiten, mit denen man in beständigem Verkehr steht, von Seiten eines geistvollen und feingebildeten Mannes wäre gradezu unerklärlich, wenn man nicht eben aus jener Stimmung die Neigung herleiten müßte, zur Befriedigung des Gemüths in die Menschen hinein-

zusehen, was man nicht aus ihnen heraussehen kann. Mit der literarischen Kritik wird es häufig nicht anders aussehn.

Aber was das letztere betrifft, so erfahren wir aus diesen Tagebuchblättern, daß, wenn die sittliche Empfindung seines Gemüths verletzt wurde, und so sein allgemeines Wohlwollen der bestimmten Ueberzeugung weichen mußte, sein Urtheil auch recht ernst und herbe sein kann. So werden z. B. die Mitglieder des jungen Deutschland durch diese Blätter nicht sehr erbaut werden. Wir wollen hier nur eine Bemerkung aus dem Jahre 1839 anführen, S. 171. „Ich fürchte, daß die Anhänger des jungen Deutschland doch keine classischen Schriftsteller werden, weil sie die Literatur aus Rücksicht auf Geldgewinn zu sehr als Metier behandeln. Der Ruhm gilt ihnen nicht sowol von Seiten seiner begeisternden Idealität, als von der Seite, für Buchhändlerunternehmungen ein Capital zu sein. Selbst bei der Kritik lassen sie eine mercantillische Rivalität merken. Sie beobachten einander, ob nicht der eine dem andren mit einem glücklichen Erfolg den Markt verdirbt. Sie beobachten auch die Strömungen der Zeit nur, um ein „zeitgemäßes“ Fabricat aufzufinden, das sofort „eines großes Anklanges“ sicher sein könne. Sie haben ihren Lohn dahin.“

Ueber die meisten literarischen Erscheinungen, die in jenen Jahren irgendwie Aufsehen gemacht haben, finden wir Bemerkungen in diesen Blättern, zum Theil sehr scharfsinnig und treffend, überwiegend aber von bloß persönlichem Interesse und zuweilen überaus flüchtig. Am interessantesten sind die Betrachtungen des Verfassers über seine eigne Stellung zur Literatur. Bei der großen Empfänglichkeit und Irritabilität seines Wesens ist es begreiflich, daß er auch in dieser Beziehung beim Suchen bleibt, daß er sich bei jedem neuen überwältigenden Eindruck sanguinisch in eine neue Richtung wirft, und daß er vielleicht grade dann am meisten vom natürlichen Pfade abirrt, wenn er den letzten Schluß seines Denkens gezogen zu haben glaubt. Aber überall müssen wir uns über die Ehrlichkeit und Offenherzigkeit freuen, mit der er die Selbstkritik ausübt, umsomehr, da er bei andern ihm gegenüberstehenden Erscheinungen, auch wo er verletzt ist, die guten Seiten aufzufinden sich bemüht. Am befremdendsten sind einzelne lyrische Stoßseufzer, von denen wir den einen, der mit der Jahrzahl 1845 bezeichnet ist, seiner Seltsamkeit wegen mittheilen.

„Die zerschmetterndste Vorstellung, die ich kaum auszudenken wage und kaum auszudrücken vermag, ist die, daß überhaupt etwas ist. Es gähnt mich aus diesem Gedanken der absolute, der gestaltenleere Abgrund der Welt an. Es wispert mir zu, wie der Verrath des Gottes. Es ergreift mich ein Bangen, wie in meiner Kindheit, wenn ich die Offenbarung Johannis las und Himmel und Erde darin zusammenbrachen. Da um mich herum dehnt sich die Welt in aller Breite, mit allem Trotz sinnlicher Virtualität und scheint meiner

Vorstellung zu spotten. Sie zwingt mich in ihre Kreise, zwingt mich, ihren Ordnungen zu gehorchen, lacht meines Gedankens ihres Nichts als eines Hirngespinnstes. Und doch ist dieser Gedanke, dieser widersinnig scheinende Gedanke, was nun sein würde, wenn diese Welt nicht wäre, ein Riese, der mit dem ganzen empirischen Dasein spielt.“

Wir vermuthen zwar, daß in diesem philosophischen Dithyrambus irgend ein Sinn sein wird, aber wir vermögen nicht, ihn zu entdecken. Goethe macht einmal die Bemerkung, in vielen von Byrons Gedichten finde er nichts, als verhaltene Parlamentsreden. So sehen wir auch in diesen Aeußerungen der speculativen Trunkenheit (etwas Aehnliches ist z. B. die Apotheose des absoluten Nichts in Werders Logik) nichts als verhaltene lyrische Gedichte. — Um aber diesen wunderlichen Einfällen eine recht feine Bemerkung entgegenzustellen, theilen wir das folgende Fragment mit S. 263: „Der ekle Gözendienst, den unsre Zeit im sogenannten Cultus des Genius treibt, wie sie Strauß, Feuerbach, Herwegh, Liszt, Ronge u. s. w. vergöttert, ist nur die ihr selbst unbewußte ironische Rehrseite ihres Atheismus, die sich doch aufdrängende Nothwendigkeit, das Absolute auch als ein Subject, als eine Persönlichkeit zu besitzen.“ —

Indische Sagen. Von Dr. Adolph Holzmann. Zweite verbesserte Auflage in 2 Bänden. Stuttgart, Krabbe. —

In einer sehr gut geschriebenen Einleitung setzt der Verfasser die Methode seiner Bearbeitung auseinander. Wenn er nicht darauf ausgegangen ist, eine bloße Uebersetzung zu geben, so lag das in der Natur des ihm vorliegenden Originals. Die beiden großen epischen Gedichte der Indier, Mahabharata und Ramajana, sind wie die meisten Dichtungen aus der Jugendzeit der Völker, nicht aus einem Guß geschaffen, sondern sie sind durch sehr verschiedene Hände gegangen, und die Uebearbeitungen späterer Zeitalter, die zum Theil von einer höchst abweichenden sittlichen Weltanschauung ausgingen, sind noch leicht zu erkennen. Der Mahabharata füllt vier dicke Quartbände, in denen der ursprünglich sagenhafte Theil durch die Ueberfülle des später hinzugefügten Materials fast erstickt wird. Diese Zusätze und Veränderungen gingen theils aus der veränderten Geschmacksrichtung hervor, theils aus dem Bedürfnis, in einem großen Werk alles zusammenzustellen, was die indische Poesie überhaupt geschaffen hatte, und so alle andere poetischen Werke gewissermaßen entbehrlich zu machen, hauptsächlich aber aus dogmatischen Zwecken. In dem indischen Religionsystem war eine gewaltige Umwandlung vorgegangen. Auf das Heldenzeitalter der Nation war ein dumpfes Priestertum gefolgt, und die lebendigen Göttergestalten wurden durch Abstractionen und Natursymbole verdrängt. Diese Umwandlung wurde nun auch mit dem Gedicht vorgenommen

und dadurch die ursprüngliche kräftig jugendliche Färbung in ein düstres Grau verwandelt.

Der Verfasser hat sich nun die Aufgabe gesetzt, soviel es durch Divination, durch Gefühl des Zweckmäßigen und Unzweckmäßigen möglich ist, die ursprüngliche Gestalt des Gedichts wiederherzustellen. Er ist sich sehr wohl bewußt, daß eine spätere wissenschaftliche Kritik vielleicht zu ganz andern Resultaten kommen wird, wenn er auch hofft, daß sie ihm in vielen Punkten Recht geben wird. Ihm kam es vor allem aber darauf an, dem deutschen Publicum ein Gedicht herzustellen, welches in Beziehung auf die Begebenheiten wie auf die zu Grunde gelegte Weltanschauung ein harmonisches Ganze bilden sollte. Er hat nichts von eigener Erfindung hinzugethan, sondern sich so getreu als möglich an die indischen Vorstellungen zu halten gesucht, und auch wo er der Verknüpfung wegen einen Nebenumstand erfinden mußte, überall eine bestimmte indische Uebersieferung zu Rathe gezogen.

Diese Aufgabe ist ihm vollkommen gelungen. Das Gedicht, „die Kuruinge“, in welchem die Hauptbegebenheit der Mahabharata behandelt wird, ist ein in sich zusammenhängendes, geschlossenes Gedicht, welches uns in den blühendsten und kräftigsten Farben ein wildbewegtes Heldenzeitalter darstellt und in vieler Beziehung mit unsern Nibelungen verglichen werden kann. Ein ruhmvolles Königsgeschlecht fällt durch eigne Schuld in schmachlichen Untergang. Die einzelnen Helden sind in sehr bestimmten und leicht erkennbaren Umrissen gezeichnet; die Bewegung ist frei und eigenthümlich, und eine lebendige Spannung fesselt uns vom Anfang bis zum Ende. Die Schlachtengemälde sind mit einer großen sinnlichen Wahrheit wiedergegeben, und so, daß sie trotz der Verschiedenartigkeit der indischen Cultur von der unsrigen uns grade so lebendig werden, wie die griechischen Heldensagen vom Trojanerkrieg und die deutschen von der Völkerwanderung. Freilich hat bei der Darstellung von Heldenthaten jedes Volk eine eigne Weise zu übertreiben, und die eine Kunstfertigkeit im Kriegshandwerk, die unzählige Male vorkommt, wird alle deutschen Leser vor den Kopf stoßen. Wenn nämlich ein Held auf einen geschickten Bogenschützen eine Lanze wirft, so schießt sie dieser im Fluge mit einer Reihe von Pfeilen in Stücke, einmal sogar in elf Stücke. Alle Achtung vor den indischen Jongleuren, aber diese Kunstfertigkeit tritt doch aus dem Bereich der sinnlichen Wahrheit heraus. — Dies ist aber auch der einzige fremdartige Zug; im übrigen handeln, empfinden und denken die Helden der indischen Sage grade wie die Helden aller übrigen Völker von primitiver Rücksichtslosigkeit, und das Sittengesetz, das selbst den Bösen als Regel vorschwebt, steht uns sogar viel näher, als das Homerische. So können wir dieses Gedicht als eine wirkliche und bedeutende Bereicherung der auch für uns gewonnenen Weltliteratur begrüßen.

Nur sind wir doch der Ansicht, daß der Herausgeber im Wegschneiden der Episoden zu grausam gewesen ist. Eine Probe sind schon die beiden zunächst folgenden Episoden, die er selbst mittheilt: „Fischmas Geburt“ und „Amba“. Beide gehören wesentlich in den Zusammenhang des Epos, und namentlich das Wegfallen der letztern lähmt eins der Hauptmotive der Handlung. So vermiffen wir auch bei dem Schlußgesang eine innere Verbindung mit dem Vorhergehenden. Von den beiden feindlichen Familien aus dem Hause der Kuruinge ist der bessere Theil unterlegen; die Feinde haben überall durch böse Künste gesiegt, bis nun zuletzt ein Held auftritt, der sich bis dahin noch gar nicht bemerklich gemacht hatte, und sie sämmtlich umbringt. In unsren Nibelungen wird zwar das Auftreten des Dietrich von Bern auch ziemlich verspätet, aber doch nicht solange, daß wir uns nicht von ihm und seiner Stellung eine lebendige Vorstellung bilden könnten. Uswatthaman dagegen ist für uns eine ganz farblose Gestalt, und dadurch wird das Interesse, das wir an der letzten Entscheidung nehmen, etwas abgestumpft.

Unter den übrigen Episoden aus dem Mahabharata tritt die schon aus frühern Bearbeitungen bekannte, außerordentlich liebliche Geschichte vom König Nal hervor. Der Verfasser hat sie dem Indischen getreuer nachzubilden gesucht, als bisher der Fall war. Die andern Episoden haben einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sie treten aus dem rein Heroischen heraus und deuten schon hin und wieder auf dogmatische, vielleicht naturphilosophische Speculationen. Die Erfindungen gehen ins Ungeheure und Abenteuerliche, und der epische Charakter geht in dem mythologischen unter. In einer dieser Episoden, „Ufinar“, findet der Verfasser, und nicht mit Unrecht, eine höchst merkwürdige Anticipation des christlichen Geistes.

Aus dem Ramajan ist das zweite Buch bearbeitet, und dieses schöne Gedicht, dessen sittliche Erhabenheit wir ebenso bewundern müssen, wie die lebendige Farbe, schließt sich würdig an die Kuruinge an.

Es bleibt uns noch übrig, unsre Ansicht über die äußern Formen auszusprechen, die der Bearbeiter angewendet hat. Daß er das Versmaß der indischen Epen nicht in seiner Reinheit wiederzugeben versucht hat, finden wir ganz in der Ordnung. Ein Rhythmus hat nur dann einen Sinn, wenn er mit dem natürlichen Fluß der Sprache in Uebereinstimmung steht; das indische Versmaß dagegen, welches aus zwei achtsilbigen Halbzeilen besteht, von denen jedes Mal die vier ersten Silben gleichgiltig sind, während die vier letzten Silben in der ersten Halbzeile das Schema $\circ - - \circ$, in der zweiten das Schema $\circ - \circ -$ annehmen, widerspricht allen unsren Begriffen von Rhythmus, es läßt unser Ohr unberührt und setzt dem natürlichen Fluß unsrer Rede unübersteigliche Schranken. Der Verfasser hat zuerst versucht, dieses Versmaß durch reine Doppelsamben zu ersetzen, so in der Episode des Ramajana; er

hat mit Recht gefunden, daß dadurch das Epos zu eintönig wird, und hat sich dann einen eignen Rhythmus gebildet, der nicht schlecht klingt, der Mannigfaltigkeit und Gesetz vereinigt und mit der natürlichen Bewegung der deutschen Sprache in Uebereinstimmung ist: er behält nämlich für die zweite Halbzeile im wesentlichen den jambischen Rhythmus bei, wenn er auch an der zweiten und dritten Stelle zuweilen Anapäste anwendet, in der ersten dagegen macht er an der vierten Stelle den Anapäst zur Regel und fügt meistens noch eine kurze Schlußsilbe hinzu. Das Versmaß sieht also so aus:

Nun hast du alle Güter verloren
und deine Brüder allzumal;
nun wirst du wohl vom Spiele zu lassen
genöthigt sein Juzischthira.
Noch bin ich, o Durjözana, frei;
für meine Brüder setz' ich mich.
Wenn du gewinnst, so werd ich selbst
dir dienen wie ein andrer Knecht.

Ob nun die ungebundene Rede nicht dasselbe geleistet haben würde, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Auf alle Fälle bewegt sich der Verfasser in seinem selbsterfundenen Versmaß mit soviel Freiheit, Sicherheit und Geschmack, daß wir über die Wahl desselben mit ihm nicht rechten wollen. — Aber einige andere Ausstellungen müssen wir machen. Zunächst in Beziehung auf die Namen. Die indischen Namen klingen unsrem Ohr an und für sich schon wunderbarlich genug, der Uebelstand wird aber noch dadurch erschwert, daß jeder der Helden fünf bis sechs verschiedene Namen führt, die beliebig durcheinandergeworfen werden. Da es nun dem Verfasser nicht auf philologische Genauigkeit ankam, so hätte er diese Vielnamigkeit dem deutschen Leser ersparen sollen, denn die Rücksicht auf sein Versmaß konnte doch wol nicht maßgebend sein; ja, es wäre vielleicht ganz in der Ordnung gewesen, die Namen ein wenig zu germanisiren, denn was nützt ein Name, wenn man ihn nicht aussprechen kann? — Ferner hat er ebenfalls in Rücksicht auf das Versmaß zuweilen auch die sachlichen Bezeichnungen indisch gegeben. So kommt z. B. der Elephant fast auf jeder Seite vor, ein allerdings sehr unbequemes Wort, was aber den Dichter noch nicht dazu berechtigt, dafür das indische Wort „Isf“ einzuführen. Es wird zwar erlaubt sein, bei Naturgegenständen, für die es im Deutschen noch keine Bezeichnung gibt, den fremden Namen aufzunehmen, aber wo es im Deutschen bereits ein Wort dafür gibt, ist dies durchaus unstatthaft. In den meisten Fällen hätte hier übrigens die allgemeine Bezeichnung „Thier“ dieselben Dienste gethan. Ferner halten wir auch die Endsilbe „ing“ für die Bezeichnung der Abkunft, da sie einmal im Neuhochdeutschen abgekommen ist, nicht für empfehlenswerth.

Indessen sind das alles nur kleine Ausstellungen, die den poetischen Werth des Ganzen nicht im geringsten verkürzen. Jeder Freund echter Poesie wird dem Verfasser für die schöne Gabe dankbar sein.

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. Von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus. —

Wer in der Wissenschaft an reinliche Arbeit gewöhnt ist, wird in den Werken von Carriere nur mit großer Ueberwindung weiter vorschreiten können. Die Unfähigkeit, einen bestimmten Gedanken in der Form, die ihm zukommt, festzuhalten und nach allen Seiten zu verarbeiten, ist so groß, daß wir zuweilen an Mrs. Nickleby erinnert werden. Nach dem Titel und nach der Inhaltsanzeige sollte man vermuthen, das Werk habe die Aufgabe eines Lehrbuchs. Darüber wird man nun freilich gleich auf den ersten Seiten enttäuscht, da der Stil durchaus blumenreich und rhetorisch, aber keineswegs wissenschaftlich ist; allein wenn man uns nach der eigentlichen Tendenz fragt, so finden wir keine Antwort. Der Verfasser scheint sich ruhig seinen Inspirationen und äußern Eindrücken überlassen zu haben. Er macht einige Bemerkungen über die Kunst, dabei fällt ihm irgendein Citat aus einem Dichter ein, das gibt ihm Gelegenheit, über das Citat und über den Dichter selbst sich in Erörterungen einzulassen, dann kommt wieder ein neues Citat, neue Bemerkungen darüber, und so spinnt sich die Rede unbefangen weiter fort, ohne daß man auch nur den geringsten Begriff davon hätte, was eigentlich bewiesen oder dargestellt werden soll. Um den Stil zu charakterisiren, greifen wir ein ganz beliebiges Beispiel, S. 9, heraus, wo über das Schöne geredet wird. „So ist es thatvoll lebendige Einheit, das volle mangellose Sein, wie Platon und Schelling sagen, die Idee, welche ganz in der Erscheinung gegenwärtig, die Erscheinung, welche ganz von der Idee gebildet und durchleuchtet ist. So haben wir im Schönen einen Mikrokosmos, der den Sinn des ganzen Weltalls beseligend enthüllt; ein Mysterium, das im sinnlichen Zeichen uns eine himmlische Gnadengabe vermittelt, das als ein leuchtender Punkt uns den Blick in das ewige Wesen eröffnet, die Natur in Gott und Gott in der Natur kennen lehrt und die Energie der Liebe und Freiheit als Grund, Band und Ziel der Welt offenbart.“

In diesem Stil ist das ganze Buch geschrieben, vom ersten Wort bis zum letzten, 459 Seiten lang. Daß auf diese Weise nicht der geringste neue Begriff festgestellt, daß auch für bekannte Begriffe nicht das geringste neue Merkmal aufgefunden werden kann, liegt auf der Hand. Der wissenschaftliche Werth des ganzen Werks ist gleich Null.

Allein wir müssen bei der Kritik des Werks eine andere Seite in Grenzboten. IV. 1854.

Betracht ziehen. Es gibt einen sehr großen Theil des Publicums, der in der Literatur alle Arbeit und Anstrengung verabscheut, dem wissenschaftlicher Ernst und wissenschaftliche Strenge unerträglich sind. Auf dieses Publicum wird in neuerer Zeit durch Bücher, die unter einer gleißenden Hülle einen giftigen Inhalt verbergen, sehr schädlich eingewirkt, und wir haben daher zu untersuchen, ob dieses Werk auch zu dieser Classe gehört.

Mit großer Befriedigung sprechen wir aus, daß das Gegentheil der Fall ist. Abgesehen davon, daß ein empfindsam verschwommener Stil indirect einen schädlichen Einfluß auf die Leser ausübt, und daß Unbestimmtheit der Begriffe die Lust am Denken verkümmert, ist der Inhalt nur zu loben. Der Verfasser hat ein warmes und empfängliches Gefühl für das Schöne und ein durchaus redliches Wollen. Seine Abneigung gegen das Schlechte wird zwar nicht zur Leidenschaft, aber sie ist vorhanden, und stark genug, um ihn vor jenen sophistischen Trugschlüssen zu bewahren, mit denen heutzutage das Gute und Böse durcheinandergeworfen wird. Dabei hat er eine ziemlich reiche Belesenheit und weiß dieselbe zum Besten seines Publicums zu verwerthen. Er führt eine Masse schöner Stellen an, die der flüchtige Leser leicht übersteht, und macht auf ihre Vorzüge aufmerksam, nicht immer geschickt, aber doch immer mit dem besten Willen. Er hat ein lebhaftes Pietätsgefühl, und weiß demselben zuweilen innige Worte zu leihen.

Betrachten wir das Buch also als ein erbauliches (erbaulich im weitern Sinne), dazu bestimmt, dem Publicum, welches das Schöne nicht unmittelbar zu genießen versteht, dasselbe durch rhetorische Vermittlung einzuschmeicheln, so hat es seine volle Berechtigung; denn bei dieser rein subjectiven Bestimmung hört auch die objective wissenschaftliche Kritik auf: ein Publicum, welches eine derartige Lecture liebt, ist thatsächlich vorhanden, und für dieses Publicum ist die vorliegende Unterhaltung viel nützlicher und heilsamer, als vieles andere, was in derselben Art geschrieben ist.

Die eigentliche Deduction ist natürlich das Schwächste am Werk. Die „literarhistorischen Erläuterungen“ sind besser. So würde namentlich die Vergleichung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos recht interessant sein, da es bei solchen Vergleichen weniger auf Schärfe und Strenge ankommt, als auf einen gewissen Instinct, wenn sich der Verfasser nicht zuweilen auf Betrachtungen eingelassen hätte, die außerhalb seines Kreises liegen; einmal sogar auf etymologische Erörterungen. Vergleichen ist immer eine nutzlose Spielerei, wenn es nicht aus der innersten und umfassendsten Kenntniß der Sprache heraus geschieht. Auch die Abhandlung über Schiller ist insofern zu loben, als sie mit großer Wärme die Vorzüge dieses Dichters hervorhebt, was heutzutage sehr nöthig ist, da bereits eine Generation bei uns existirt, die Schillern nur auf der Schulbank gelesen hat, also in einer Zeit,

wo man noch nicht im geringsten befähigt ist, sich über das wirklich Große und Erhabene dieses Dichters ein Urtheil zu bilden. —

Eine höhere Weltanschauung zur Lösung der allgemeinen Lebensfrage und zur Versöhnung aller Parteien. Hamburg, Nestler u. Melle. —

Die Arbeit ist gut gemeint, und der Verfasser hat das, was die Gegenwart bedrückt, lebhaft empfunden; aber das Buch nicht von der Art, daß es in der unendlichen Flut von Universalmitteln, die für das Elend der Menschheit erfunden sind, irgendeine bemerkenswerthe Stellung einnehmen könnte.

Philosophische Vorlesungen, gehalten im Cäcilienfale der Berliner Sing-Akademie, von Dr. G. A. Lautier. Berlin, Carl Schulze. —

Der Verfasser hat seine Vorlesungen vor Damen und Herrn gehalten, vorzugsweise, wie es scheint, für die ersteren. „In der That,“ ruft er in der Vorrede aus, „es ist hohe Zeit, den crassen Despotismus einer überall bloß berechnenden Intelligenz zu beseitigen! Durch das Zusammenwirken des Denkens und Fühlens aber ist auch das weibliche Wesen fähig einer wahrhaft geistigen Ausbildung, nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft und selbst in der Philosophie; und wer darf es sich anmaßen, vom Schöpfer des menschlichen Geschlechts zu behaupten, er habe dem Weibe hierin eine unüberwindliche Schranke gesetzt!“ Wir haben nicht das Geringste dagegen, daß sich auch die Damen mit Wissenschaft und Philosophie beschäftigen; aber wenn sie das thun wollen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als es auf die Weise der Männer zu thun. Die Wissenschaft darf nicht galant sein; es gibt in ihr ebensowenig einen besondern Weg für die Damen, als für die Könige. Die Spielereien mit einem Triangel, durch welche der Verfasser seinen Begriff der Philosophie zu versinnlichen sucht, werden die Damen ebensowenig fördern als die Herren.

Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated german poets from Klopstock to the present time. Translated into english verse by Mary Anne Burt. Second edition. Leipsic, Michelsen. —

Daß es mit dem Begriff einer Uebersetzung hier nicht immer ganz genau genommen ist, möge die folgende Probe lehren. Es ist die erste Strophe eines Gedichts, welches S. W. von Goethe zugeschrieben wird.

Exhaling vernal fragrance, grows,
Within a wood, a budding rose,
Bright as Aurora's glowing skies:
A Child perceives the floweret fair,
And running, with delighted air,
He saith, with accents of surprise:
„Sweet rose-bud, rose-bud, rose-bud red,
Bright rose-bud of the wood!“

Der größte Kenner der Goetheliteratur wird sich wol einen Augenblick besinnen müssen, ehe er sich daran erinnert, daß diese Strophe im Original folgendermaßen lautet:

Sah' ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Es ist interessant genug, die weitere Entwicklung dieser Exposition zu verfolgen.

The Child exclaims, in joyous mood:

„I'll pluck thee, Rose-bud of the wood!“

The Flower, indignantly, replies:

Presumptuous little one, beware!

For an avenging thorn I bear,

To vindicate mine injuries!“

Oh, rose-bud, rose-bud, rose-bud red,

Bright rose-bud of the wood! —

The volatile, unthinking Child

Gathers the beauteous Rose-bud wild,

But soon he feels a poignant smart:

How vain **his** agonizing cry!

How long he feels the agony,

Inflicted by thy tiny dart,

Oh, rose-bud, rose-bud, rose-bud red,

Sweet Rose-bud of the wood! — —

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.

Vielleicht steht in einer frühern Ausgabe ihm, daher das lächerliche Mißverständnis. — Wer übrigens ein so reizendes, duftiges frisches Waldliedchen in einen so prosaischen Schwulst übersetzen kann, der zeigt sich schon durch diese eine Probe unfähig, Goethes Poesie zu verstehn.

Um gegen die Uebersetzerin nicht ungerecht zu sein, müssen wir hinzufügen, daß dieses Gedicht unzweifelhaft das schlechteste in der ganzen Sammlung ist; allein es fehlt viel, daß in den andern, wo wir wenigstens eine Verwandtschaft mit dem Original wahrnehmen, die Nachbildung in Form und Inhalt so genau wäre, wie wir es bei dem jetzigen Stande der Technik beanspruchen können. Am auffallendsten zeigt sich das bei den Gedichten von Goethe, Schiller und Uhland, in denen Form und Inhalt sich auf eine so bewunderungswürdige Weise decken. In den meisten dieser Gedichte hat die Uebersetzerin gar nicht versucht, das Versmaß des Originals wiederzugeben, ja

ſie hat häufig ein Verſmaß gewählt, welches einen ganz entgegengeſetzten Charakter hat. Noch weniger verſucht ſie es, den Tonfall, die Stimmung, den Fluß der Bilder nachzuahmen; wenn ſie den Sinn ungefähr wiedergibt, ſo glaubt ſie ihrer Aufgabe vollkommen genügt zu haben. Das Unternehmen wäre immerhin dankenswerth, wenn es noch erſt nöthig wäre, die Engländer mit unſrer Poeſie bekannt zu machen; allein das iſt bereits durch ſoviele getreue und glänzende Nachbildungen geſchehen, daß man den Abſtich nur um ſo greller empfindet. Selbſt in den leichtern Ubländiſchen Balladen, die wie für das Engliſche geſchrieben erſcheinen, und wo ſich die Verfaſſerin auch bemüht, getreu dem Original zu folgen, gelingt es ihr doch nicht die charakteriſtiſchen Töne deutlich hervorzuheben. So z. B. der Schluß vom Harald:

He grasps hir sword — ſtill brave of ſoul,

Mid troubled fairy — dreams —

Das klingt ganz anders als das Original: „Da greift er träumend nach dem Schwert, der alte Held Harald.“ — Wir haben vor einiger Zeit die Ueberſetzung von Baſkerville angeführt; man darf nur die beiden Ueberſetzungen des bekannten Wignonlieds miteinander vergleichen, um den Abſtand des Talents und des Geſchmacks zu empfinden.

Better ſind der Ueberſeherin die Gedichte von Anaſtaſius Grün, Salis, Freiligrath und andern gelungen, bei denen es auf Stimmung und Ton nicht ſo genau ankommt. Bei einigen Gedichten haben wir keine Vergleichung anſtellen können, weil uns das Original unbekannt iſt. — Die Auswahl iſt nicht ſehr glücklich; weder von Goethe noch von Schiller ſind die charakteriſtiſchen Gedichte ausgeſucht. Bei Bürger hat ſie den wunderlichen Einfall gehabt, ein paar der größern Balladen, die der Dichter nach dem Engliſchen bearbeitet hat, wieder ins Engliſche zurückzuüberſetzen, wodurch die Gedichte keineswegs verbessert werden. Vielleicht war dieſer Umſtand der Ueberſeherin unbekannt. — Bei jedem Dichter gibt ſie eine literariſtiſche kurze Einleitung. Bei den bekanntern Dichtern haben wir nichts Bemerkenswerthes gefunden; dagegen verdanken wir ihr die Bekanntschaft mit einigen weniger gewürdigten Größen. So ſagt ſie z. B. von German Mäurer S. 229: „Wir können mit Recht ſagen, daß in ihm ſich alle die Pulsſchläge vereinigen, die das gegenwärtige Zeitalter bewegen. Wenn trotzdem ſeine Werke noch nicht vollkommen gewürdigt ſind, außer bei demjenigen Theil des Publicums, der ſich durch ſeine höhere literariſche Begabung auszeichnet, ſo liegt der Grund darin, daß Perſonen, die von der Natur mit höhern Geiſtern ausſtattet ſind, nur ſelten kundige Richter finden, während Schriftſteller von geringern und oberflächlichen Talenten überall Anhänger finden, die auf ihrer eignen Höhe ſtehen.“ Ob dieſer wunderliche und in der biſherigen Theorie unerhörte Grundsatz auf Herrn German Mäurer ſeine Anwendung findet, können wir nicht beurtheilen,

da wir seine Werke nicht kennen, und da uns die mitgetheilten Proben auch keine Vorstellung davon geben. Die größte Begeisterung spricht die Verfasserin für Hermann Marggraf aus, von dem sie sagt, er habe sich als lyrischer und dramatischer Dichter, als Novellist und Kritiker gleichmäßig ausgezeichnet, und bei seinem außerordentlichen Talent und Geschmack seine Mission vollkommen begriffen. Sie scheint diesen Dichter ziemlich genau studirt zu haben; sie weiß sogar, was er als Student für Empfindungen bei den Vorlesungen von Steffens gehabt hat. „Er war mit Fähigkeiten von einer zu erhabenen Natur begabt, um von einer Philosophie angezogen zu werden, welche u. s. w.“ —

Unter den neuen literarhistorischen Erscheinungen des Auslandes führen wir an: Histoire des Livres Populaires, ou de la Littérature du Colportage, depuis le XVe Siècle jusqu'à l'Etablissement de la Commission d'Examen des Livres du Colportage. Par Charles Nisard. 2 Vol. Paris.

Plaudereien aus Wien.

Das Wetter ist rauh und trübe, alles so winterlich und doch noch kein Schnee auf den Dächern und keine rechte Ofenwärme in den Stuben; im Gemüth entblätterte Herbstfreuden und im Unterleib flüsternde Cholera Gedanken; der Kopf von russischen Siegesdepeſchen durchschwirrt, Sebastopol müde, Krim beladen, Valuta zitternd, groß-klein-mittelstaatliche Einigung suchend, Westmächtig bedrängt, russischen Garden bedroht, Preussisch neutralisirt, Spanisch getanzet, Chinesisch jongleurt, Vater Ebersberg, unser Großrusse, todt und Maler Kanstel an einer Wurst gestorben! — Hier haben sie unsre ganze Tagesmühsere. Wie vieles und gewiß sehr geschiedtes hätte man mitzutheilen, wie gern möchte man ein Stündchen gemüthlich verplaudern — wenn nur die rechte Stimmung dazu wäre! Aber ein solcher Winter, der ohne Rücksicht von Anstand den Herbst zur Treppe herabwirft und unangemeldet in jedermanns Stube hereinstürzt, und am Armé noch eine so widerliche Maitresse, wie Frau Cholera umherführt, ein solch ungeschlechter Winter, der sich weder durch Marie Taglionis süßes Wienenspiel noch durch der Sennoras Pepas und Dolores warme Gelenksprache erweichen läßt, ein Winter voll kosackischer Tücke und orientalischer Verwufung, ein Protector der Leichenbitter und Todtengräber, ein erklärter Feind aller weltlichen Lust, ein Kriegschürer und diplomatischer Knotenschürzer; ein solch erbärmlicher Winter ist noch nicht dagewesen. Gehen Sie durch unsre Stafen — wenn es der scharfe Wind oder der Regenschauer erlaubt — und Sie werden die Menschen theilnamlos, ja mit gewisser Scheu